

## **Kulturelle Milieus in einer Überflussgesellschaft (Der Landbote, 19.09.1992)**

In Philosophie und Sozialwissenschaften wird seit einiger Zeit ein Schlagwort herumgereicht, jenes von der „Ästhetisierung der Lebenswelt“. Bislang fehlten Untersuchungen, welche aufgrund einer sorgfältigen empirischen und theoretischen Analyse die Triftigkeit dieses Begriffs unter Beweis stellen. Gerhard Schulzes Studie „Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart“ erhebt diesen Anspruch und vermag ihn über weite Strecken auch einzulösen. Wovon dieses spannende und zugleich anspruchsvolle Werk handelt, darüber soll im Folgenden berichtet werden.

Vielleicht ist Ihnen Frau Moser<sup>1</sup> bekannt, vielleicht auch eine andere Person, die ihr nicht unähnlich ist, und die sich kurz wie folgt beschreiben lässt: Frau Moser kaschiert ihre 55 Lenze nicht. Im Gegenteil, mit ihrer geschmackvoll assortierten Garderobe, welche zeitlose Eleganz gekonnt mit einem dezenten Touch Luxus kombiniert, unterstreicht sie die Würde ihres Alters. Auch durch die Haartracht und das zweifellos teure, aber unauffällige Perlencollier unterscheidet sie sich deutlich von der fast gleichaltrigen Frau, die ihr gerade das Wechselgeld entgegenstreckt. Frau Moser ist selbstverständlich verheiratet und erwähnt nicht ohne Stolz ihren Hochschulabschluss in Kunstgeschichte. Überhaupt bestimmt Kultur ihren Tagesablauf. Wenn sie sich nicht gerade mit ihren Kolleginnen zum Besuch einer Führung im Züricher Kunsthaus oder zu einem Konzert in der Tonhalle verabredet hat (Beethoven und Bach schätzt sie über alles, vielleicht auch noch Mozart; mit Johann Strauss steht sie indes auf Kriegsfuß, das sei Musik für ihre Putzfrau, meint sie abschätzig). Sie liest für ihre Leben gern so genannt „gute Bücher“. Nicht dass Sie, geneigter Leser, geneigte Leserin, den Eindruck gewinnen, Frau Moser sei eine überhebliche Person. Im Gegenteil: Sie prahlt nicht mehr mit ihrer Wohlsituietheit. Davon erfahren Sie wohl erst, wenn sie Ihnen groß ihre Adresse anvertraut. Weitere Charakteristika von Frau Moser: sie ist seit Jahrzehnten auf die „NZZ“ abonniert und hat mittlerweile Briefkontakt zu Leuten in vielen Ländern. Mit diesen korrespondiert sie in vier Sprachen.

### **Noch mehr Typen**

Im Vergleich mit Frau Mosern scheint Herr Georg Müller fast einem anderen Planeten zu entstammen. Der Mittdreißiger neigt mittlerweile ein bisschen zur Fülligkeit. Doch davon lenkt der zierliche, graumelierte Rossschwanz sowie das auffällige Brillengestell – Modell Corbusier – ab. Die Mischformel: bequem – jugendlich-modern und teuer bestimmt ganz allgemein sein Outfit. Man trifft Herrn Müller an jedem „wichtigen“ Jazz-Konzert, und in den In-Beizen der Stadt grüßt ihn die Gerantin mit Vornamen. Nach seinem Studium hat er sich einen guten Job in der Werbebranche geangelt. Zugegeben, beruflich musste er sich hocharbeiten, ein Tatbestand, den er auch dafür verantwortlich macht, dass seine Partnerschaft gescheitert ist. Die Trennung von seiner langjährigen Freundin und ihrem gemeinsamen Kind hat er dank einer Psychoanalyse in der Zwischenzeit aber überwunden.

Oder kennen Sie die Familie Saxer? Bereits die Kleidung oder die Art, wie sich Frau Saxer schminkt, erinnert an jenen Typ Frau, welcher gerade die Titelseite der neuesten Nummer der „Annabelle“ schmückt. Man ist denn auch keineswegs erstaunt, dass Sonja Saxer liebend gern in den Erzeugnissen der Regenbogenpresse schmökert oder bislang noch keine Folge des „Tellstar“ verpasst hat. Den „Nachtexpress“ auf DRS I und die samstägliche TV-Show lässt sich die ganze Familie kaum je entgehen. Herr Saxer feiert bald schon sein zwanzigjähriges Firmenjubiläum bei Sulzer, wo er als Facharbeiter einiges Ansehen genießt. In seiner Freizeit hätschelt er seinen Opel so, dass das Fahrzeug fast schon zur gesuchten

---

<sup>1</sup> Die Namen dieser Figuren (Frau Moser, Herr Müller und Familie Saxer) sind frei erfunden.

Rarität geworden ist. Zumal in den Sommermonaten laden Herr und Frau Saxer ihre Bekannten zur Grillparty in den Schrebergarten.

### Theorie der Lebensstile

Sie werden vielleicht einwenden, diese Figuren kämen etwas arg klischiert daher. Ich muss Ihnen einesteils Recht geben. Es gibt zwar die klassische *Bildungsbürgerin* à la Frau Moser, den *nonkonformistischen* Yuppie Georg Müller oder die auf Biederkeit und Harmonie bedachte *Arbeiterfamilie* Saxer. Aber handelt es sich dabei auch um Typen von Menschen oder um soziale Kategorien, mit denen man die unterschiedlichen kulturellen Lebensstile von Menschen in unseren westlichen Industriestaaten parzellieren und soziologisch vermessen kann? Ich möchte das vorerst offen lassen und stattdessen den Gedankengang eines Buches vorstellen, welches aufgrund einer Analyse solcher Charakteristika die kulturellen Milieus in einer deutschen Stadt untersucht hat und eine zumindest sehr diskussionswürdige Theorie heutiger Lebensstile offeriert.

Es handelt sich um Gerhard Schulzes Werk: „Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart“, das 1992 bei Campus verlegt wurde.<sup>2</sup> Das Buch des Bamberger Professors für Methoden der empirischen Sozialforschung ist mit seinen 765 Seiten nicht nur von seinem Umfang ein gewichtiges Werk, es wird vom Verlag auch von Superlativen überhäuft: „sprachliches Niveau“, „imponierend“ aufgrund seiner „inneren Geschlossenheit und soziologischen Originalität“, kurz: „ein Meilenstein kultursoziologischer Analyse“, welcher den Vergleich mit P. Bourdieus Arbeit „Die feinen Unterschiede“ nicht zu scheuen braucht.

Um meine Beurteilung vorauszuschicken: ich bin beeindruckt insbesondere von der methodischen Strenge und Brillanz, mit welcher der Verfasser an eine so weitgesteckte Thematik herangeht. Weiter besticht das Buch durch die Fähigkeit Schulzes, sich einerseits von der Vielfalt empirischer Einzelbefunde so weit zu lösen, dass nach und nach jene zentralen Linien aufscheinen, die es erlauben, die Vielfalt von Lebensstilen in eine stringente Ordnung zu bringen, ohne andererseits den Anschein zu erwecken, bloß blind zu spekulieren. Zu den unbezweifelbaren Qualitäten des Werks rechne ich, dass es einen Grundriss der relevanten kulturellen Gruppenbildungen entwickelt. Dieser muss in wesentlichen Aspekten sowohl theoretisch als auch empirisch verfeinert oder auf die besondern Gegebenheiten anderer Länder angepasst werden. Ein beeindruckendes Gedankengerüst ist es aber alleweil. Dem interessierten Leser, der interessierten Leserin, welcher oder welche sich einen Deutungsrastrer durch die Buntheit kultureller Milieus aneignen möchte, sei die Studie wärmstens empfohlen. Es muss aber darauf hingewiesen werden, dass diese Lektüre für jemanden, der mit den Methoden sozialwissenschaftlicher Analyse wenig vertraut ist, anstrengend sein dürfte. Wer diesen Aufwand aber nicht scheut, der wird insgesamt reich belohnt werden.

Die Untersuchung baut auf den Ergebnissen einer Befragung (1014 Personen) auf, die im Frühling 1985 in der Stadt Nürnberg realisiert wurde. Es scheint mit äußerst verdienstvoll, dass Schulze die Darstellung der Einzelbefunde in einen umfangreichen Anhang verbannt. Mit dieser Vorgehensweise gelingt es ihm einerseits, die Feinheiten seiner empirischen Arbeit seriös zu dokumentieren und andererseits, den fachkundlichen Leser auf die Grenzen der Studie hinzuweisen. Schulze schaufelt sich so auch den empirischen Ballast zu Seite, so dass er im ersten Teil des Buches (bis S.555) seine theoretischen Argumentationen in unbeschwerter, fast schon essayistischer Manier abhandeln kann. Diesen Gedankengang will ich im Folgenden gerafft wiederzugeben versuchen.

---

<sup>2</sup> Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 765 Seiten. Campus Verlag, Frankfurt am Main.

## Neue Orientierung ?

Schulze setzt ein bei der Fragestellung, dass sich im Verlauf der Nachkriegszeit die *Beziehung der Menschen zu Gütern und Dienstleistungen* grundlegend verändert hat. Das vorrangige Problem, welches die Organisation des alltäglichen Handelns bestimmt, ist immer weniger die *Existenzsicherung*. Die meisten von uns können heute aus einem breiten Spektrum von Handlungsmöglichkeiten auswählen. Oder anders ausgedrückt: Wir sehen uns gezwungen, aus der Flut von Konsumofferten eine *Auswahl zu treffen*, um nicht die Orientierung zu verlieren. Haben die Ahnväter der Soziologie (Emile Durkheim, Max Weber oder Ferdinand Tönnies) zu Beginn unseres Jahrhunderts behauptet, dass sich die Menschen im Zuge der Modernisierung immer weniger an Werten, sondern an *Zwecken orientieren*, dann erwägt Gerhard Schulze die These, dass diese Zweckorientierung heutzutage immer häufiger einer *ästhetischen Orientierung* Platz macht.

Bestand für unsere Großeltern und Eltern das Ziel ihres Handelns in der Verwirklichung materialistischer Werte (Einkommen, Eigentum, ökonomische Unabhängigkeit), dann sucht unsere Generation nach so genannt postmaterialistischen Werten (Emanzipation, Selbstbestimmung, Gemeinschaft, Kommunikation) im Alltagshandeln. Diese These wird beispielsweise von Ronald Inglehart oder Ulrich Beck vertreten und ist letztlich auch der Grund, dass die Ästhetik immer bedeutsamer wird. Man *stilisiert* sich selber, in dem man die Insignien zur Schau trägt, die einen Bildungsbürger, eine Punk-Frau oder einen grün-alternativen Menschen usw. auszeichnen. Die zunehmende Vielfalt von Lebensstilen (*Pluralisierung*) und die Veränderung in der sozialen Gruppenbildung (*Individualisierung*) sind Ausdruck davon.

## Der Faktor Überfluss

Schulze erklärt diesen Wandel dadurch, dass die Menschen in den westlichen Staaten seit dem Zweiten Weltkrieg mehrheitlich eine enorme *Einkommenszunahme* erfahren haben und dies heute verarbeiten müssen. Klassenspezifische Notlagen haben sich weitgehend aufgelöst oder bestimmen zumindest immer weniger die alltäglichen Entscheidungen. Die finanziellen Voraussetzungen vergrößerten weiter die Handlungsspielräume, die einem Menschen zur Verfügung stehen. Die Tatsache, dass sich jemand nach eigenem Gutdünken als „Biedermann“ oder als „Ausgeflippte“ definieren kann, ist weiter auch ein Problem: man muss sich nämlich so oder anders festlegen. Solche Festlegungen prägen jemandes Lebensgestaltung und erfolgen immer häufiger nach Maßgabe von persönlichen Vorlieben, Präferenzen und Werten. Mit andern Worten: Die *Gemeinschaftsbildung* durch Not, wie sie noch zu Zeiten unserer Eltern stattfand, weicht der *Gemeinschaftsbildung durch Überfluss*. Der moderne Mensch möchte seine Zeit auf Erden entsprechend seinem Geschmack, seinen Neigungen und Vorlieben erleben. Wir steuern also in Richtung einer *Erlebnisgesellschaft*.

Diese Entwicklung entbehrt nun keineswegs der soziologischen Gesetzmäßigkeiten. Denn einerseits gelänge es niemandem, sich ausschließlich von Erlebnisinteressen leiten zu lassen. Es gilt folglich, nur gerade so viele *Erlebnisreize auszuwählen*, wie man bewältigen kann. Im Übrigen ordnet man sich *habitualisierten Formen* sozialen Erlebens unter: man arbeitet, kleidet, redet und verhält sich genauso, wie das die Gemeinschaft der Yuppies, der Freiberufler oder der Mittelschichtler vorschreibt.

## Erlebnismgemeinschaften

Auf diese Weise sind in den vergangenen Jahrzehnten relativ klar voneinander abgrenzbare *Erlebnismgemeinschaften* entstanden. Den *Mechanismen*, die hierzu führten, spürt

Gerhard Schulze in seiner Untersuchung einerseits nach. Andererseits entwickelt er eine *Typologie* der dominanten Gemeinschaften.

Betrachten wir zunächst, wie eine Erlebnisgemeinschaft entsteht. Eine Gruppe von Leuten verfolgt in ihrem Alltag ein bestimmtes Ordnungsschema des Erlebens. Sie zeichnet sich durch eine besondere „Genussweise“ aus, wie sich Schulze ausdrückt. Um sich als Gruppe etablieren zu könne, muss sie sich von anderen Erlebnisgemeinden auf jeweils spezifische Weise unterscheiden. Es entstehen „Distinktionen“ (Frau Moser schaut despektierlich auf die Blumenverkäuferin herab, die vom Walzer „an der schönen blauen Donau“ schwärmt). Der eigene Lebensstil wird weiter „theoretisch“ untermauert, in dem man sich eine bestimmte „Lebensphilosophie“ zu Eigen macht.

Schulze behauptet nun, dass die heutigen Erlebnisgruppen-Bildungen entlang dreier Schemata verlaufen. Vertreter des „Trivialschemas“ streben vorrangig nach Gemütlichkeit (Genussweise), jede Form von Extravaganz, jedes Extrem ist ihnen abhold (Distinktion); ihr Ziel, ihre Lebensphilosophie ist Harmonie. Ganz anders agieren Personen, die dem „Spannungsschema“ folgen. Genuss erfahren sie überall dort, wo „etwas los ist“, wo „action“ herrscht. Von allem Biederen und Konventionellen grenzen sie sich ab und begründen ihr Handeln mit der Lebensphilosophie der Selbstentfaltung. Als drittes Schema nennt Schulze das Schema der „Hochkultur“. Diese Gattung genießt ein Leben in Kontemplation. Von allem so genannt „Barbarischen“ distanziert man sich und erkennt das Lebensziel in größtmöglicher Perfektion.

In die empirische Überprüfung dieser Annahmen investiert Schulze viel Zeit und Energie. Er illustriert anhand einer kaum noch überschaubaren Menge von Merkmalen (Kleidung, Arbeitssituation, Mediennutzung, Haushaltsform, Sozialkontakt, Akzeptanz von Institutionen, Parteien, Bewegungen, Persönlichkeitsmerkmalen, Automarke und so weiter und so fort), dass sich die drei erwähnten Schemata beiziehen lassen, um die derzeit bedeutendsten *Erlebnismilieus* zu *typologisieren*. Bei diesem Unterfangen stellt sich heraus, dass in der Tat weder die Stellung im Produktionsprozess noch das Einkommen die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu beeinflussen. Diese Zugehörigkeiten können insbesondere durch zwei Faktoren erklärt werden: durch das *Alter* (das 40. Lebensjahr stellt eine entscheidende Bruchstelle dar) und durch die *Bildung*.

Schulze schlägt eine Fünfteilung kultureller Milieus vor: Personen unter 40 Jahren mit tieferen Bildungsabschlüssen schließen sich mehrheitlich dem „Unterhaltungsmilieu“ an, während gleichaltrige Personen mit Matura oder akademischen Diplomen in der Regel das „Selbstverwirklichungsmilieu“ bevorzugen. Die Bevölkerung über 40 Jahre unterteilt Schulze nach Maßgabe ihrer Ausbildung in drei Milieus: Die oberste Bildungsschicht gehört überproportional häufig zum so genannten „Niveaumilieu“; Personen mit einer Berufsausbildung verschlägt es ins „Integrationsmilieu“ und im Falle eines tiefen Bildungsgrades landet jemand mit großer Wahrscheinlichkeit im „Harmoniemilieu“.

Zum *Unterhaltungsmilieu* gehört etwa der „unauffällige, eher passive Arbeitnehmer“, der die Ereignislosigkeit des Alltagstrotts dadurch zu kompensieren versucht, dass er all jenem nachspringt, das Spannung verheißt. An Volksfesten beispielsweise findet er die gesuchte Abwechslung. Angehörige des *Selbstverwirklichungsmilieus* findet man oft unter links-alternativen Gruppierungen. Man hängt postmaterialistischen Werten nach und erweist sich mitunter als Hedonist oder Hedonistin. Prototyp des auf *Harmonie* bedachten Menschen ist der pflichtbewusste und sich an Konventionen orientierende Arbeitnehmer. Auch ältere Menschen streben poft dieses Ideal an. Wichtig ist an dieser Gruppe, dass man den alltäglichen Bedrohungen aus dem Weg geht und nach Geborgenheit strebt. Das letztgenannte Ziel gilt auch für das *Integrationsmilieu*. Im Unterschied zum Harmonietyp, in welchem das Triviale-Schema vorherrscht („Blick“-Leser, TV-Unterhaltungssendungen, Volksmusik etc.) bevorzugen Personen aus dem Integrationsmilieu eine Mixtur aus Trivial- und Hochkultur (man schätzt Johann Strauss, liest Belletristik usw.). Insgesamt zeigt man sich

aufgeschlossen und aufstiegsorientiert. Dem *Niveaumilieu* gehört jene Schicht der „gehobenen Konservativen“ an, die allenorts nach Rang und Qualität streben. In der Welt tradierter Wertvorstellungen wissen sie sich verankert und schauen rasch einmal auf den Rest der Welt hinab.

### **Vielfalt mit Einschränkung**

Diese noch immer knappe Skizze vermag der Vielfalt der Studie von Schulze in keiner Weise gerecht zu werden. Vielleicht vermögen diese Ausführungen aber zur Lektüre des Buches „Erlebnisgesellschaft“ anzuregen. Mir hat das Werk vor allem Argumente geliefert, um die drei eingangs erwähnten Figuren (Frau Moser, Herr Müller und Familie Saxer) in einen theoretischen Rahmen zu stellen. Gleichwohl möchte ich nicht verhehlen, dass ein Missbehagen bleibt, im ganzen Buch werden strukturelle und wirtschaftliche Aspekte an den Rand gedrängt. Gerade die Entwicklungen der letzten Jahre zeigen, dass die zunehmende „Neue Armut“, die Arbeitslosigkeit und ähnliches durchaus immer noch von Bedeutung sind. Ich frage mich, ob die von Schulze zur Diskussion vorgeschlagenen Kriterien ausreichen, um eine allein erziehende Mutter oder einen Obdachlosen Junkie ins Gitternetz kultureller Erlebnisgruppen zu verorten. Bei solchen Menschen sollten die klassischen Kategorien der Sozialstrukturanalyse (Zweckorientierung vor ästhetischer Orientierung) nicht vorschnell über Bord geworfen werden.

Beat Fux